

# Ein Kindertraum

Autor(en): **Goeringer, Irma**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **3 (1908-1909)**

Heft 22

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748050>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Ein Kindertraum.



erscheint Ihnen das nicht etwas gefährlich, liebste Frau Salten?“, fragte die Frau Landgerichtsrat Meyer und deutete mit bedenklichem Blick in das Nebenzimmer. Dort beugten sich zwei jugendliche Gestalten eifrig über Notenpapier, und das krause, schwarze Haar des Mädchens kam dabei in nahe Berührung mit dem dunkelblonden Schopf eines lang aufgeschossenen Knaben.

„Es sind Kinder“, sagte Frau Salten begütigend.

„Ihre Martha ist vierzehn und Nowaks Werner sechzehn Jahre. Da spinnen sich die Geschichten an, die man später Jugendliebe nennt.“

„Finden Sie das so schlimm, liebe Freundin?“

„Sie nicht?“

„Nein, denn ich habe die beiden unter meiner Aufsicht, und außerdem ist mir Werner fast so lieb wie ein eigenes Kind. Ja, ich möchte sagen, seine Wesensart steht mir näher als die meiner Tochter. Martha hat neben ihrer großen Klugheit ein Herz, das nur die Fantasie, nie das Gefühl zu rascherem Schlag antreibt. Sie kann sich begeistern, aber nicht empfinden. Werner jedoch handelt stets aus dem Gefühl heraus. Das meistert ihn, und darin wurzelt zugleich der Reiz seines Talenten.“

„Das aber kann ihn auch hindern, sich eine Stellung zu verschaffen. Gefühlsmenschen bringen es meist zu nichts.“

„Mein Gefühlsmensch hat einen brennenden Ehrgeiz, der wird ihn schon antreiben“, meinte Frau Salten lachend.

„Der treibt ihn wohl schon jetzt“, sagte die Frau Landgerichtsrat Meyer, mit einer bezeichnenden Kopfwendung nach dem Nebenraum.

Erstaunt schaute Frau Salten ihre Freundin an. Dann begriff sie. Unmutig wehrte sie ab: „Daran denkt der Junge nicht.“

„Er soll aber doch täglich zu Ihnen kommen.“

„Weil er täglich mit Martha übt. Sie hat beim alten Nowak Violinstunde, übt aber ungern allein. Seit Werner sie begleitet, macht sie vorzügliche Fortschritte. Es ist rührend, wie sich der Junge mit ihr müht, und außerdem eine Freude, ihm beim Lehren zuzuhören. Da steckt mehr als Durchschnittsbegabung drin.“

„Nun, Sie müssen wissen, was Sie erlauben dürfen, Sie sind ja allein verantwortlich. Ich hielt es nur für meine Pflicht, Sie auf eine Gefahr aufmerksam zu machen, die Sie selbst vielleicht noch nicht bemerkt haben. Man hütet ja schließlich seine Töchter gern vor nutzlosen Liebesgeschichten. Oder würden Sie etwa diesem Herrn Habenichts Ihre hübsche Martha nebst dem großen Vermögen zur Frau geben?“

Da lachte Frau Salten hell auf: „Darüber gebe ich Ihnen in zehn Jahren Bescheid, meine Liebe — einstweilen lasse ich die Kinder Kinder sein und bringe sie nicht selbst auf dumme Gedanken.“

Frau Meyer stand auf und empfahl sich mit dem niederdrückenden Gefühl, daß ein guter Rat mißachtet worden und ein bedauerliches Unheil im Anzuge sei.

\* \* \*

„Kommt Kinder“, rief Frau Salten, als der Besuch fort war. „Wir wollen spazieren gehen.“

„Erst muß Martha ihre Übung nochmal spielen“, erklärte Werner wichtig. „Sie kann nie Takt halten. Also, Martha, vorwärts.“

Ein wenig schmollend, nachlässig setzte das Mädchen die Geige an. Aber ihre Augen waren aufmerksam auf Werner gerichtet, der in scharf präzisiertem Rhythmus die Einleitung spielte. Als Marthas Einsatz kam, nickte er ihr zu.

Frau Salten hatte sich in eine Ecke gesetzt und beobachtete die beiden. Sie sah wohl, daß Werner mit jedem Gedanken nur bei der Musik war, daß ihm an der Sache selbst lag, während Martha der Mutter und dem Kameraden Eindruck machen wollte.

„Na ja, wenn sie will, dann kann sie“, sagte Werner mit Gönnermiene, als die Etude fehlerlos zu Ende gespielt war. „Aber das Fräulein will nicht immer.“

Martha legte die Geige in den Kasten und zuckte zu Werners Worten schnippisch die Achseln. „Ich spiele eben zu meinem Vergnügen. Ich will mir ja nicht mein Brot damit verdienen.“

Werner verstand die Spitze gar nicht. Sein mageres Knabengesicht rötete sich im Eifer: „Das ist doch ganz egal. Ich denk' nie an den Broterwerb, wenn ich übe. Man tut sein Bestes, weil man muß und weil's überhaupt 'ne Freude ist, wenn man spielen darf.“

„Mama, denk' mal, Werner hat gesagt, er will was ganz Großes werden, nicht nur so'n Alltagskapellmeister. Er will große Opern schreiben und berühmt werden — was der sich einbildet.“ Martha legte ihre ganze Backfischgeringschätzung in die Worte, aus denen das Ohr der Mutter trotzdem die heimliche Bewunderung für die Kühnheit des Kameraden heraushörte.

„Wart's nur ab“, fuhr Werner auf, der weniger feinhörend war und nur den Spott fühlte. „Ich werd's dir schon beweisen. Und wenn ich dann ein großer Künstler bin, ein Komponist, um den sich die Theater reißen, dann — dann . . .“

„Was dann?“ lächelte Frau Salten, und Martha horchte gespannt auf.“

„Dann heirate ich die Martha“, stieß Werner hervor und wurde blutrot.

„Mama“, schrie Martha auf. „Der Werner will mich heiraten! Darf er denn das?“

„Wenn er was Tüchtiges geworden ist, und ihr euch lieb habt, ja!“ sagte Frau Salten und betrachtete gerührt den langen Jungen, der sich ein Königreich erobern wollte, um es ihrer Tochter zu Füßen zu legen.

Werner kämpfte mit dem Verlangen, die Hände der freundlichen Frau in glühender Dankbarkeit zu küssen und zugleich etwas unerhört Großartiges zu tun, um seinen Wert zu beweisen. Da ihm aber nichts einfiel, so stürzte er ans Klavier und spielte seinen Jubel, seinen Dank, seine Hoffnung und — seine junge Liebe in donnernden Tönen aus.

Martha staunte den begeisterten Jüngling verblüfft an. Zweifelnd blickte sie auf die Mutter, und als sie in deren weichem Lächeln Ermunterung las, ließ sie ihrer Fantasie die Zügel locker und jagte auf ebenso wunderholden Märchenwegen einher, wie ihr Kamerad.

Endlich schloß Werner mit einigen rauschenden Akkorden, den Ausrufungszeichen hinter seinem Gefühlsausbruch.

„Das war von mir!“ erklärte er stolz.

Das wirkte bei Martha stärker als alles Vorhergegangene. „Von dir? Wirklich, Werner? Aber das ist ja großartig! Nicht wahr, es ist großartig, Mama?“

Diesmal war Frau Salten kritischer als ihr Töchterlein. Aber sie wollte den jungen Künstler nicht kränken, indem sie ihm die Vorbilder nannte, die sie in seiner stürmischen Fantasie erkannt, und darum sagte sie ausweichend:

„Ich kenne Werners schönes Talent schon lange, liebes Kind. Und ich erwarte das Beste von ihm. Wenn sein Fleiß seine Begabung erreicht, dann wird sein Ruhmestraum vielleicht wirklich in Erfüllung gehen. Und nun macht euch fertig, daß wir ins Freie kommen.“

Auf dem Spaziergang mußte Frau Salten auf die begierigen Fragen Marthas alles erzählen, was sie von den äußern Erfolgen großer Komponisten wußte. Freilich berichtete sie auch von manchem trostlosen Künstlerschicksal, von Streben, das nie ans Ziel kam, von herrlichem Können, dem die Anerkennung versagt blieb, von Not, Vereinsamung und ruhmlosem Tod.

Aber davon wollte Martha nichts hören. „Das war früher, Mama. Aber heute ist es sicher anders. Denk' nur an Richard Wagner.“

Und Werner, der Marthas Zuversicht nicht sinken lassen wollte, malte das glänzende Los des Meisters von Bayreuth in den leuchtendsten Farben.

Das gefiel dem Mädchen. Sie ließ sich immer wieder versichern, daß Werner es ebenso „machen wolle“ und baute die herrlichsten Luftschlösser. Dabei vergaß sie nie, Werner nach Fertigstellung eines solchen Gebäudes zu mahnen: „Und dann heiratest du mich.“

„Sicher“, versprach er ebenso eifrig. „Dann heirate ich dich.“

Von diesem Tage an kannten die Beiden kein anderes Gespräch als Werners zukünftigen Ruhm und ihre ebenso zukünftige Heirat, daß seine Pläne mißlingen, daß er zu den Verkannten oder nicht genügend Anerkannten zählen könnte, wollte Martha nie gelten lassen. Sie nahm es übel, wenn die Mutter davon sprach.

Frau Salten, die zuerst lächelnd die Spielerei gewähren ließ, fand allmählich weniger Gefallen daran. Sie fand, daß Marthas Hang zu Äußerlichkeiten sich verstärkte, und daß sie auch in Werner mehr die Eitelkeit als das ernste Streben ansah.

Daher nahm sie die Nachricht, daß Werner zu seiner weitem Ausbildung die kleine Residenz mit der Hauptstadt des deutschen Reiches vertauschen solle, erleichterten Herzens auf.

Martha gebärdete sich zuerst ganz fassungslos. Als ihr aber Werner auseinandersetzte, daß er durch die Trennung viel rascher ans Ziel kommen würde, tröstete sie sich schnell.

Beim Abschied flossen freilich reichliche Tränen. Werner hielt Martha unter zärtlichen Worten an den Händen fest, und sie versicherte mit schluchzender Stimme immer wieder: „Wenn das erste Werk von dir aufgeführt wird, schick' ich dir einen Lorbeerkranz. Den ersten Lorbeerkranz bekommst du von mir.“

Da weinte auch Werner vor Rührung und Dankbarkeit. Sie liebten sich sehr in dieser Stunde, die beiden Kinder. Aber sie küßten sich nicht. Das wagte keines — dazu waren sie schon zu groß!

\* \* \*

„Hier Lorbeerkränze, Herr Kapellmeister!“, meldete schmunzelnd der Theaterdiener, und hob die schleifengeschmückten Ungetüme, einen nach dem andern, in die Höhe. „Das ist viel für die erste einaktige Oper — aber na, unser Publikum hat halt seinen jungen Kapellmeister gern, und schön ist ihre Musik — alles was wahr ist.“

„So trinken Sie ein Glas drauf — Menzel — da.“ Der freundliche Kritiker entfernte sich eilig, und der Kapellmeister riß ungeduldig die kleinen, weißen Couverts von den Kränzen. Eines nach dem andern flog rasch durchblättert auf den Boden. Enttäuscht richtete sich Werner Nowack auf: „Nichts von Martha.“ Sie hatte es doch so fest versprochen, und der Tag der Aufführung stand in ihrer Zeitung. Freilich — es sind sieben Jahre vergangen, seit ich ihr versprach, ein großer Künstler zu werden, und bisher habe ich nichts erreicht, als den Kapellmeister-

posten an einem nicht allzu großen Theater und die endliche Aufführung einer einaktigen Oper. Nun, vielleicht schreibt sie wenigstens, wenn sie die Kritik liest. Es wäre allerdings der erste Brief seit vier Jahren — seit sie eine erwachsene junge Dame ist und Bälle besucht. Schade, schade, ich hatte mich so gefreut, und ihr Versprechen — das hätte sie immerhin halten müssen.“

\* \* \*

„Siehst du, Mama, wie klug es war, keinen Kranz zu senden“, sagte Martha Salten einige Tage später zu ihrer Mutter. „Hier steht es: „Werner Nowaks einaktige Oper bedeutet ein großes Versprechen für die Zukunft, die der hochbegabte Komponist sicher einlösen wird, wenn ihm seine anstrengende Kapellmeistertätigkeit die Muße zu eigenem Schaffen gönnt!“

„Ja, wenn, wenn. Er muß doch für seinen Lebensunterhalt sorgen, und wer weiß überhaupt, ob seine Begabung so groß ist.“

„Daran glaube ich fest.“

„Ja, du Mama, bei mir aber gilt der Erfolg.“

„So willst du auch diesmal wieder verreisen, wenn Werner nach Hause kommt.“

„Nein. Ich werde ihn sprechen. Er wird jetzt wohl den rechten Ton finden, nachdem er keinen Kranz bekommen hat.“

\* \* \*

Es war auf einer Gesellschaft, inmitten fremder Menschen, daß sich die Spielkameraden wieder sahen.

„Wie ich mich freue — endlich!“ stammelte Werner, als er Martha gegenüberstand. So schön hatte er sie sich nicht vorgestellt.

„Ich gratuliere noch nachträglich zu Ihrem Erfolg“, lächelte die junge Dame liebenswürdig. „Sie müssen mir viel von sich erzählen, Herr Kapellmeister.“

Wie fremd sie ihm plötzlich war, diese elegante Mondaine mit der kühlen Ruhe in den Augen und der selbstbewußten Haltung des gefeierten reichen Mädchens, das ihn „Sie“ nannte, wie irgend einen der beflissenen jungen Herrn, die um sie herum schwirrten.

Und sie ließ ihn auch gar nicht zum Erzählen kommen, so wenig wie ihn darnach verlangte, dieser Dame von den Kämpfen seiner Laufbahn, von den Stunden tiefer Niedergeschlagenheit und den seligen Augenblicken künstlerischen Schaffens zu sprechen, von seinem ungebrochenen Mut und dem festen Glauben an sein baldiges Glück.

Martha fühlte bald, daß sie vor taktlosen Vertraulichkeiten nicht auf der Hut zu sein brauchte. Ihr Ton wurde etwas wärmer, und schließlich fragte sie sogar in neckischer Herausforderung:

„Bei der Premiere Ihrer Oper — haben Sie da viele Lorbeerfränze bekommen?“

Da sah er ihr mit dem alten treuherzigen Jungenblick in die Augen und sagte: „Mehr als ich erwartete — und doch fehlte einer — der Ihre!“ „Hatten Sie darauf gerechnet?“ fragte sie wie erstaunt.

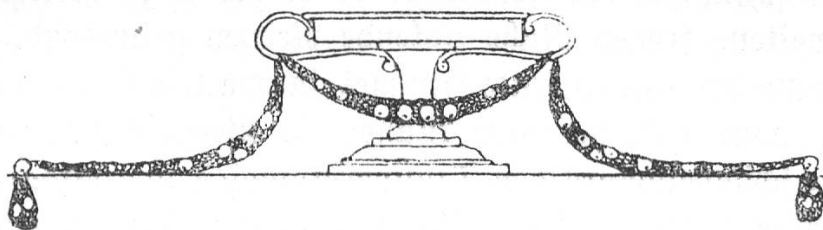
„Ganz sicher, Sie hatten es mir doch versprochen.“

Nun lachte sie, ein sprödes, hartes Lachen: „Ach damals, das war eine Kinderei. So was darf man nie ernst nehmen, wir sind ja keine Kinder mehr. Hab' ich nicht recht?“

„Vollkommen, mein gnädiges Fräulein.“ Werner verbeugte sich sehr tief: „Ich verstehe vollkommen — die Kinderei ist vorüber.“

Und er wandte sich von ihr ab und ließ sie stehen. Vor ihm lag das weite blühende Feld des Schaffens, das reiche Leben des Mannes, dem der Glückslohn nicht fehlen würde. Was er verloren hatte, war nichts als ein törichter Kindertraum. Aber es tat doch weh! . . . . .

Irma Goeringer.



## Die Freilichtbühne von Hertenstein.

Von G. Zeller.

**W**er einen Winter lang auf gepolsterten Orchesterfauteuils, von der Bühne durch die breite Kluft der Orchestervertiefung getrennt, mit von den grellen elektrischen Flammen geblendeten Augen die heuchlerische Pracht der Leinwand- und Pappdekorationen vielleicht Abend für Abend zu bewundern hatte, wem das wellende Zittern schwerer Quadermauern nur allzuoft zuflüsterte: schau, so plump und ungeschickt sucht man dich zu täuschen, dem klingt in dem Worte Freilichtbühne ein Erlöseton, den das müde Ohr mit Begier aufnimmt. Bilder tauchen vor seinem Auge auf, denen Sehnsucht und Überdruß die Farben leihen. Sehnsucht nach wahrer, echter Kunst, — unter grünendem Laubdach und dem Leuchten ferner blauer Himmel, in feiertäglicher Stimmung sich dem Banne edler Dichtung hinzugeben. Überdruß vor dem zur Konvention erstarrten Theaterbetrieb, vor der bis zur Bewußtlosigkeit wiederholten Schablone der „bewährten“ Theaterdekoration. Eine seltsame Suggestivkraft geht von dem